

## 1. Es war die Mühe wert!

Das ist das Erste, was mir zu meinem Auslandssemester einfällt – es war die Mühe wert! Ich erinnere mich noch gut an die Momente, an denen ich das Gefühl bekam in all der Organisation zu versinken: Anträge, Formulare, Bewerbungen... Es schien kein Ende zu nehmen.

Aber rückblickend kann ich nur sagen, dass sich all der Aufwand mehr als gelohnt hat. In den sechs Monaten habe ich intensiver gelebt als je zuvor. Ich habe so viel gelernt und erfahren, so vieles erzählt und selbst erzählt bekommen, dass ich kaum weiß, womit ich in meinem Bericht anfangen möchte.

Ein Auslandssemester ist immer ein subjektives Erlebnis. Ich glaube, dass die meisten diese Erfahrung zu den interessantesten und schönsten ihres Lebens zählen werden. Und doch wird jeder sich an andere Dinge erinnern, jedem werden andere Sachen aufgefallen sein, die er für besonders erzählenswert hält. Daher möchte ich vorweg sagen, dass dieser Bericht meine persönlichen Eindrücke wiedergibt. Hier erzählt Katja Dillenberg, Studentin der Fachhochschule Hannover, was ihr am Leben und Studieren an der staatlichen University of Wisconsin in Milwaukee aufgefallen ist. Nicht mehr und nicht weniger.

## 2. Wie alles begann

### “I have a dream...”

Alles begann mit einem Tagtraum: ich hatte bereits zwei Jahre an der Fachhochschule Hannover studiert. War am Anfang des Studiums noch alles neu und spannend gewesen, saß ich nun des öfteren in der FH und träumte mich woanders hin.

Zu meinem Studium gehören auch zwei Praxissemester. Das eine hatte ich gerade hinter mich gebracht, das zweite stand mir nach weiteren drei Semestern bevor. Ich wusste, dass ich dieses zweite Praxissemester im Ausland verbringen konnte. Und je länger ich mir die Idee eines Auslandssemesters durch den Kopf gehen ließ, desto besser gefiel sie mir: Ein anderes Land, eine andere Universität, neue Gesichter und neue Erlebnisse – das alles war mehr als verlockend.

### „America rules!“

Und ich wollte nach Amerika! Aus vielerlei Gründen: erstens war ich noch nie dort gewesen. Meine Kenntnisse über Amerika stammten von Michael Moore, Steven Spielberg und der Tagesschau. Was also lag näher, als selbst dahinzufahren und sich davon zu überzeugen, wie viele Amerikaner tatsächlich dreimal täglich bei McDonald's essen, oder welche anderen in Deutschland gepflegten Vorurteile der Wahrheit entsprechen.

Zweitens ist Amerika „die Wiege“ meines Studienfachs. 1953 gab es dort bereits den ersten Berufsverband für Technische Redakteure, die *Society of Technical Writers and Editor*. Dagegen ist Technische Kommunikation in Deutschland eine relativ neue Branche: der Studiengang „Technische Redaktion“ wurde vor zehn Jahren zum ersten Mal in

Deutschland angeboten. Dementsprechend weiter ist auch die Forschung und Entwicklung in den USA.

Drittens sollte ein Technischer Redakteur vor allem eines haben: sehr gute Englischkenntnisse. Deswegen kam für mich eigentlich nur ein Auslandsaufenthalt in einem englischsprachigen Land in Frage.

### **„Nightmare before christmas“**

Eineinhalb Jahre, bevor ich tatsächlich in Wisconsin aus dem Flugzeug stieg, begann ich also zu organisieren. Ich suchte mir Universitäten in Amerika aus, sah mich nach Stipendien um und legte mir Pläne zurecht. Da lief mir in unserem Fachbereich eine Amerikanerin über den Weg. Trina, so hieß sie, kam aus Wisconsin und studierte eigentlich an der University of Wisconsin in Milwaukee. Sie erzählte mir von ihrer Universität und dem Studiengang, in dem sie dort eingeschrieben war, „Professional Writing“.

Bis dahin hatte ich viele Webseiten amerikanischer Universitäten besucht und kam mir in dem großen Angebot fast verloren vor. Wie angenehm war es dagegen von jemandem aus erster Hand zu hören, wie es an einer amerikanischen Universität zugeht und was das Studium dort tatsächlich beinhaltet! Es dauerte eigentlich nur ein Mittagessen in der Mensa, um mich zu überzeugen: Ich wollte nach Milwaukee.

Ein paar Monate hatte ich noch Luft, und nur ein paar E-Mails von Prof. Gerald Alred, Trinas Dozenten und meiner Kontaktperson, erinnerten mich ab und zu an das bevorstehende „Abenteuer Ausland“. Aber plötzlich wollte alles auf einmal organisiert werden: TOEFL-Test absolvieren, Bewerbung an UWM schicken, Auslands-BAföG beantragen, Bewerbung an den DAAD schicken, einen Nebenjob organisieren, um sicherheitshalber etwas Geld für den Aufenthalt zu sparen... die Liste war lang. Dabei wurde mir vor allem eines bewusst: das Organisieren eines Auslandsaufenthaltes ist Überzeugungsarbeit! Ich musste das Bafög-Amt von meinem Fleiß, die Beamten des amerikanischen Konsulats von meiner Integrität und meine zukünftigen Mitbewohner von meiner Ordentlichkeit überzeugen...

Aber trotz mancher Zweifel hat schließlich alles geklappt. Als ich sozusagen in letzter Minute noch einen Untermieter für meine Wohnung fand, war auch das letzte Problem gelöst: Ich war bereit. Am 18. Januar 2005 landete ich in Milwaukee, sehr müde und doch gleichzeitig hellwach vor lauter Aufregung. Mein Abenteuer sollte also jetzt beginnen - und es begann mit einem Schneesturm und minus 10° Celsius.

## **3. Das Studentenleben an der UWM**

Der Alltag der UWM-Studenten unterscheidet sich definitiv von dem eines FHH-Studenten. Es beginnt mit dem Arbeitsaufwand: ein amerikanischer Student hat während des Semesters wesentlich mehr zu tun als ein deutscher.

### **„Sorry, no time! I have two papers due next Monday...“**

In Deutschland sind wir Studenten meist daran gewöhnt, während des Semesters nur Vorlesungen oder Seminare zu hören: wir „konsumieren“ Wissen. Die eigentliche Arbeit leisten wir erst im Prüfungszeitraum; diese Arbeit hat es jedoch in sich.

Dagegen ist ein amerikanischer Student jede Woche für sein Studium „aktiv“ tätig. In vielen Fächern gibt es *assignments*, vergleichbar mit Hausaufgaben aus der Schulzeit: pro Woche und pro Fach kann es durchaus üblich sein, achtzig Seiten Fachliteratur zu lesen oder vier- bis achtseitige *papers* zu schreiben. Prüfungen gibt es ebenfalls gegen Ende des Semesters, doch machen diese meist nur einen geringen Teil der Gesamtnote aus. Sie haben also nicht den Stellenwert, den Prüfungen in Deutschland haben.

### **„Working for living“**

Zusätzlich hat jeder amerikanische Student ein bis drei Nebenjobs. Zwanzig Wochenstunden neben dem Studium zu arbeiten, ist keine Seltenheit. Denn nur so können viele Studenten ihren Lebensunterhalt finanzieren. Eine vergleichbare Institution wie BAföG gibt es in den USA nicht. Zwar können Studenten ein Darlehen beantragen, *student loan* genannt, der aber nur die Studiengebühren abdeckt. Auch muss dieses Darlehen voll zurückgezahlt werden: amerikanische Studenten starten also mit Schulden in ihr Berufsleben, die sich je nach Studium und Universität auf 15 000 Dollar oder mehr belaufen. Nach oben sind dabei keine Grenzen gesetzt. Wer ein Stipendium hat, kann sich glücklich schätzen; allen anderen bleibt nichts weiter als ihren Alltag gut durchzuorganisieren.

Natürlich arbeiten auch Studenten in Deutschland. Aber die meisten deutschen Studenten, die ich kenne, arbeiten um sich zusätzlich noch etwas zu verdienen. Für die Meisten ist das ein „Taschengeld“, dass in Urlaub oder Freizeit investiert werden kann. Es mag deutsche Studenten geben, die auf einen Job angewiesen sind, um ihren Lebensunterhalt zu finanzieren. Aber die Regel ist es meist nicht.

### **„Time is money“**

Treffender kann man die Studienzeit der Amerikaner nicht beschreiben. Während es in Deutschland durchaus üblich ist, ein oder zwei Semester länger zu studieren, hat der amerikanische Student meist nur ein Ziel: in vier Jahren fertig zu sein! Jedes Semester kostet Geld, und je schneller man anfängt zu arbeiten, desto schneller kann man sein Darlehen zurückzahlen.

Viele Studenten besuchen daher in den Semesterferien die *summer school*, ein spezielles Angebot der Universitäten. Studenten haben so die Möglichkeit, auch von Mai bis August Kurse zu besuchen und *credit points* zu sammeln. Wer fleißig ist, hat vielleicht schon nach drei einhalb Jahren seinen Abschluss.

## **4. Allgemeines zu den Seminaren**

Fachlich hat mir mein Auslandssemester sehr viel gebracht. Zum einen waren natürlich die neuen Lerninhalte sehr aufschlussreich für mich. Aber die Art, *wie* Inhalte vermittelt wurden war mindestens so interessant wie das, *was* vermittelt wurde!

### **„More than two absences will lower your grade!“**

Als erstes fiel mir auf: an der UWM wird alles sehr strikt geregelt. Jeder Kurs begann mit dem Durchsprechen der *Syllabus*: hier wurden die Ziele und Regeln des Kurses festgelegt. Auch Sachen, die sich eigentlich von selbst verstehen, werden niedergeschrieben: pünktliches Erscheinen, rechtzeitiges Abgeben von Arbeiten etc. Auffällig ist außerdem,

dass in jedem Kurs Anwesenheitspflicht besteht: wer mehr als zweimal in einem Semester fehlt, muss damit rechnen, in der Benotung heruntergestuft zu werden.

Besonders wichtig in den *Syllabus* ist auch: Wie errechnet sich die Note. Hier wird dem Studenten genau aufgeschlüsselt, für welche Hausarbeit, Aufgabe, Projektarbeit oder mündlichen Vortrag er wie viele Punkte erhält.

### **„Just call me Dave!“**

Der Dozent ist Dein Freund. Auch das habe ich schnell gelernt. Da ich in einem kleinen Studiengang in Deutschland studiere, bin ich „familiäre Verhältnisse“ in Seminaren gewöhnt. Auch an der FH sind wir manchmal nur zehn Studenten in einem Kurs und fühlen uns gut betreut.

Und doch ist es in Amerika noch einmal anders. In Deutschland beschäftigen sich die meisten Dozenten und Professoren nur fachlich mit ihren Studenten. Selten weiß man etwas über deren Familienverhältnisse. Dagegen haben die Dozenten, die ich in Amerika kennen gelernt habe, uns in jedem Seminar mit Erzählungen von Urlaub, Umzug, Familie oder Haustieren unterhalten. Auch die Studenten durften gerne zwischendurch von ihren privaten Erlebnissen berichten. So kam es zum Beispiel vor, dass eine fachliche Diskussion über Wissensmanagement unterbrochen wurde, um ein paar Minuten über Hunderziehung zu reden. Denn schließlich hatte der Dozent Dave zu Beginn des Seminars von seinem neuen Hund Joey erzählt... zugegebenermaßen etwas fachfremd. Aber diese „Ausflüge“ waren stets nur kurz, und danach ging es mit neuer Energie an das eigentliche Thema.

### **„I don't wanna talk all the time“**

Ein Seminar an der UWM besteht mehr aus Diskussion denn aus Vorlesung. Der Dozent möchte eine rege Mitarbeit: jeder Student ist aufgefordert, etwas beizutragen. Wissen wird also nicht vermittelt, sondern möglichst in der Gruppe erarbeitet. Zu wirklich jedem Kurs gehören daher auch Projektarbeiten und Präsentationen. Der Dozent hat daher oft mehr die Rolle eines Moderators als den eines Lehrers.

## **5. Meine Kurse**

*Professional Writing* nannte sich der Studiengang, in dem ich ein Semester an der UWM studiert habe. Für mich war das besonders attraktiv, da dieser Studiengang verschiedene Arten des Schreibens vermittelt. Während wir im Studiengang „Technische Redaktion“ Schreibtechniken, Informatik, technische Grundlagen und Gestaltung lernen, zielt der Studiengang *Professional Writing* nur auf das Schreiben ab.

Studenten im Programm *Professional Writing* arbeiten später meist als Redakteure für Fachzeitschriften oder Magazine. Ein technischer Redakteur dagegen wird hauptsächlich Anleitungen, Texte für Online-Hilfen oder Marketingmaterialien erstellen; daher benötigt er technisches Hintergrundwissen, nicht unbedingt kreative Schreibtechniken.

Insgesamt habe ich fünf Kurse besucht und dreizehn *credit points* dafür erhalten. Davon waren drei Kurse aus dem Lehrangebot des Programms *Professional Writing: Editing and Publishing, Knowledge Management* und *Writing Internship*. Die anderen beiden Kurse habe ich aus „fachfremden“ Interesse belegt: *Modern Dance* und *University Choir*.

Das hat mir besonders am amerikanischen System gefallen: jeder Student darf bis zu einem gewissen Prozentsatz Kurse besuchen, die nicht zu seinem Fachbereich gehören. Trotzdem werden die für diese Kurse erhaltenen *credit points* angerechnet. So hat jeder Student die Möglichkeit, sich interdisziplinär zu bilden.

Welche Inhalte in diesen Kursen vermittelt wurde, möchte ich im einzelnen genauer beschreiben.

### **„Editing and Publishing“**

Dieser Kurs war der Arbeitsintensivste von allen, da es sehr viel „Schreibarbeit“ zu erledigen gab. Jede Woche gab es für uns Studenten eine redaktionelle Aufgabe: Schreiben von Kolumnen, Überarbeiten von Artikeln um sie einem anderen Leserkreis zugänglich zu machen, Redigieren von Texten usw. Außerdem gab es ein größeres Semesterprojekt: in einer Gruppe von drei bis vier Leuten sollten wir ein eigenes Magazin erstellen. Vom Schreiben der Artikel über das Layout bis zum Krisenmanagement beim Druckvorgang – all das galt es in diesem Projekt zu meistern. Aber gerade diese praktischen Aufgaben waren sehr interessant und gaben mir das Gefühl, wirklich etwas zu lernen.

### **„Knowledge Management“**

Dieser Kurs hieß eigentlich *Topics of Advanced Writing*, und das *topic* in diesem Semester war eben *knowledge management*. Der Kurs soll zum einen das Schreiben von fachlichen Texten, zum anderen ein grundlegendes Wissen im Bereich Wissensmanagement vermitteln: Was ist das, wo wird Wissensmanagement eingesetzt, was ist ein Content-Management-System usw. Auch hier gab es ein Semesterprojekt: wir sollten in einer Gruppe von vier bis sechs Leuten ein Content-Management-System zu erstellen. Dieses System sollte die Inhalte einer Website in einer Datenbank verwaltet und auch „Laien“ ohne Programmierkenntnissen ermöglichen, Inhalte zu ändern.

### **„Writing Internship“**

Für diesen Kurs habe ich einmal wöchentlich als Praktikantin für die Firma „Ken Cook Company“ gearbeitet. Ich habe firmeninterne Anleitungen geschrieben, beispielsweise: wie sollen die Mitarbeiter das in der Firma eingesetzte Content-Management-System benutzen. Dieser Kurs war aus zwei Gründen besonders interessant für mich. Erstens habe ich auf englisch Anleitungen verfasst, was eine sehr gute Übung für mich war. Das wird sicherlich einmal Teil meines Berufs sein. Zweitens konnte ich so die unterschiedlichen Arbeitsverhältnisse zwischen Deutschland und Amerika kennen lernen (siehe unten).

### **„Beginning Modern“**

Dieser Tanzkurs war der eine meiner fachfremder Kurse. Ich habe bereits früher Ballett gemacht und wollte gerne *modern dance* ausprobieren. Diese Chance ergab sich an der UWM. *Beginning Modern* hat sehr viel Spaß gemacht, da die Dozentin eine sehr gute Tänzerin und eine aufgeweckte Lehrerin war: dieser Kurs war zu keiner Zeit langweilig. Als Abschlussprüfung mussten wir einstudierte Tänze in Gruppen vortanzen. Da aber eine sehr entspannte Atmosphäre herrschte, war keiner besonders nervös bei diesem „Vortanzen“. im Gegenteil: wir durften sogar Freunde und Verwandte als Publikum mitbringen. Für uns Studenten war es also mehr eine Aufführung für gute Bekannte als eine benotete Prüfung.

## „University Choir“

Mein anderer fachfremder Kurs war *University Choir*. Hier mischten sich Musikstudenten mit Studenten aus allen Bereichen; insgesamt haben über hundert Studenten in dem Chor gesungen. Das Repertoire war eher klassisch (zum Beispiel „Regina Coeli“ von Mozart), und zum Semesterabschluss hatten wir eine große Aufführung. Wir sangen unter anderem auch ein geistliches Lied von Brahms, weswegen mir manchmal eine besondere Aufgabe zukam: Ich wurde der „Vorsprecher“ und Wächter der deutschen Aussprache...

## 6. Die kleinen Unterschiede im Alltag

Ansonsten gab es natürlich jede Menge kleine Unterschiede, die einem im Alltag begegnen: zu viele, um sie alle aufzuschreiben. Aber einige Dinge, die mir besonders aufgefallen sind, möchte ich erwähnen.

### „Twentyfour-seven“

Das bedeutet eigentlich: vierundzwanzig Stunden am Tag geöffnet, und das sieben Tage die Woche. Einem meiner Mitarbeiter in Amerika viel dazu folgender Witz ein: „Twentyfour-seven: In Germany, this means working twentyfour hours a week and seven months a year!“

Mag das auch übertrieben sein: die deutschen Arbeitsverhältnisse wirken wesentlich arbeitnehmerfreundlich als die amerikanischen. Für einen Berufsanfänger ist es durchaus üblich, in den ersten Jahren nur fünf Urlaubstage pro Jahr zu haben. Je länger ein Mitarbeiter für seine Firma tätig ist, desto mehr Anspruch auf Urlaub hat er: nach ungefähr fünfzehn Jahren sind es dann endlich vier Wochen jährlich.

Es gibt auch nicht in jeder Firma Krankheitstage: wer krank ist, nimmt Urlaub oder wird für diese Tage nicht bezahlt. Ein Informatiker erzählt mir einst, er hätte das Geld gebraucht, also kam er trotz Fieber in die Firma und programmierte. Zwei Wochen später hätte er sich den Programmiercode noch einmal angesehen und stellte fest: er konnte nichts von dem nachvollziehen, was sich sein fiebriges Gehirn damals ausgedacht hatte. Sehr effektiv mag das auch nicht immer sein...

### “May I see your ID, please?“

Diese Frage habe ich fast so oft gehört wie „Where are you from?“. Da in Amerika erst ab einundzwanzig Jahren Alkohol getrunken werden darf, muss man in jeder Bar, Pub oder Club seinen Ausweis vorzeigen. Nur wer das magische Alter erreicht hat, wird eingelassen.

Falls dieses Gesetz die Jugend vom Alkoholmissbrauch abhalten soll, kann man leider nur sagen: Erfolg hat die Regierung damit nicht. Gerade die jungen Studenten fühlen sich durch das Verbot beflügelt, erst recht tüchtig zuzulangen und zu trinken. Befreit von elterlicher Aufsicht betrinken sie sich auf privaten *house parties* oder hinter verschlossener Tür im Wohnheim.

Wer beim *underage drinking* erwischt wird, bekommt eine Art Strafzettel von ungefähr 200\$. Um die Sünder zu erwischen, ist auch die Polizei erfinderisch geworden: *undercover* schleusen sich junge Polizisten auf *house parties* ein und warten, bis sich genügend alkoholisierte Gestalten eingefunden haben. Dann geht eine Verhaftungswelle los: glücklich ist der, der eine ID vorweisen kann oder aber nahe genug am Ausgang steht!

## „Just look it up in his public record!“

Was ist ein public record? Auf dem ersten Blick ist das eine Art ausführlicher Personensteckbrief, der an das deutsche Führungszeugnis erinnert. Der große Unterschied ist aber, dass jeder Amerikaner das Recht hat, den public record seiner Mitbürger einzusehen. Je nachdem, wie viel Informationen man möchte, kann man gegen 20 \$ bis 50 \$ den public record eines jeden Amerikaners im Internet bestellen.

Darin steht nicht nur Name, Adresse, Geburtsdatum und Telefonnummer. Ein vollständiger public record beinhaltet:

- die Liste aller Adressen der letzten Jahre,
- eine namentliche Auflistung aller Nachbarn und Verwandten (z.t. mit Adresse),
- die Grundstücke, die die betreffende Person besitzt, sowie den Vermögenswert, Adresse, Größe und Vorbesitzer der Grundstücke,
- das Strafregister.

Natürlich hat ein *public record* an sich wenig mit meinem Semesteraufenthalt zu tun und verdient vielleicht auch nicht unbedingt eine Erwähnung in einem Studienbericht.

Mich aber hat das nachhaltig beeindruckt, denn: Der public record zeigt, was für eine kleine Rolle Privatsphäre und Datenschutz in Amerika spielt. Der „gläserne Mensch“ gehört dort viel mehr zum Alltag als in Deutschland.

## 7. Fazit

Es ist anders in Amerika. Das Leben, das Studieren, die Menschen – alles ist ein bisschen anders. Aber gerade das soll jeden motivieren, selbst hinzufahren und den Alltag dort eine Weile mitzuerleben!

Mir hat diese Zeit sehr viel gebracht: viel Erfahrung, viel Wissen und viele Freundschaften. Und ich freue mich jetzt schon auf den Tag, an dem ich wieder in einem Flugzeug Richtung USA sitze um eine der vielen Ecken dieses großen Landes zu sehen, die ich noch nicht kennen gelernt habe.

